



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Literarische Streifzüge. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literarische Streifzüge.

Unter allen Todesfällen des vergangenen Jahres wird vielleicht keiner von der großen Menge so schmerzlich empfunden werden, als der des Lord Macaulay. Seit 1848 gehört er zu den populärsten Schriftstellern Europas, oder, man kann wol sagen, der gesammten Erde. Der Erfolg eines historischen Buchs, welches eine zwar interessante aber keineswegs heroische Zeit behandelt, in einer Ausführlichkeit, wie man es sonst nur bei Monographien oder historischen Romanen gewöhnt ist, legt ein sehr bedeutendes Zeugniß für den allgemein erwachten politischen Sinn der Völker ab. Denn es ist nicht das novellistische, das epische oder psychologische Interesse, was uns jenen Stoff nahe bringt, sondern lediglich der politische Verstand. Freilich hat die Hauptsache das große Talent des Geschichtschreibers gethan; man kann ohne Uebertreibung sagen, er hat das Interesse der Welt im Sturm erobert. Wenn wir von der Erweiterung der politischen Interessen mit Recht den wesentlichsten Fortschritt der Cultur erwarten, so haben es hauptsächlich die Geschichtschreiber in der Hand, dieses Interesse zu wecken. Die Kunst im eigentlichen Verstande des Wortes scheint in diesem Augenblick keinen günstigen Boden zu finden; productiv poetische Kräfte sind selten, und auch diese durchweg im zweiten Rang. Dagegen fangen die Geschichtschreiber an, auch ihren Beruf mit den Augen des Künstlers aufzufassen. Macaulay war ein Künstler im schönsten Sinne des Wortes; die andere Seite seines Berufs, die wissenschaftliche, hat er, so tief und umfassend seine Studien auch waren, doch nicht vollständig zur Geltung gebracht. Wis und Phantasie sind köstliche Gaben für den Historiker, aber sie müssen seinen höhern Zwecken dienen: bei Macaulay übernehmen sie zuweilen die Führung. Die in Deutschland erst seit kurzer Zeit veröffentlichte Abhandlung über Friedrich den Großen, hat diesen Umstand allgemeiner bekannt gemacht; dem aufmerksamen Leser war er schon früher nicht entgangen. — Daß nun das große Werk ein Torso bleibt, ist ewig zu beklagen. In dieser Breite die ganze englische Geschichte zu behandeln, war freilich unmöglich; aber man hatte gehofft, er werde wenigstens bis zu der Zeit kommen, wo Lord Mahon beginnt, bis zum Frieden von Utrecht. Wie viel er von seiner Fortsetzung zum Druck vorbereitet hat, wird wol in den nächsten Tagen bekannt werden. Macaulay ist nur 59 Jahr alt geworden, seine erste bedeutendere Abhandlung über Milton erschien 1825.

Außer Macaulay hat die englische Literatur noch zwei bedeutende Geschichtschreiber verloren, die zwar ihrer Geburt nach Amerika angehören, aber ihrer vortrefflichen Schreibart wegen zu den englischen Klassikern gerechnet werden.

Washington Irving war 1783 geboren; bereits 1804 besuchte er auf längere Zeit Europa. Als Schriftsteller begann er mit Satiren: „Knickerbocker's Geschichte von New-York vom Anfang der Welt bis zum Ausgang der holländischen Dynastie“ 1809 hat ihm in seinem Vaterlande einen guten Namen gemacht; in Europa wurde er zuerst durch sein Skizzenbuch 1820 bekannt: gemüthliche Bilder der sittlichen Zustände Englands mit kleinen Novelletten, Sagen u. dgl. durchwebt, denen später noch mehrere Ergänzungen folgten. Die Virtuosität des gemüthlichen Humors hat seit der Zeit unglaubliche Fortschritte gemacht; doch sind diese Skizzen gerade ihrer plastischen Einfachheit wegen noch immer ein Lieblingsbuch Englands und Deutschlands. — Seine historischen Schriften Columbus, Mahomed und seine Nachfolger und Washington sind mehr durch strenge Einfachheit der Darstellung, durch eine vollkommen sachgemäße Haltung, als durch poetischen Schmuck ausgezeichnet.

Der dritte Historiker ist Prescott, vier Jahr älter als Macaulay. Seine Geschichte Ferdinands und Isabellas 1838, der Eroberung von Mexiko 1843, von Peru 1847 und Philipps II. die erst vor wenigen Jahren vollendet wurde, gehören, was Quellenforschung und gründliche Bearbeitung des Stoffs betrifft, zu den Meisterwerken der historischen Literatur. In Bezug auf den Stil sind sie mit den Werken der beiden andern nicht zu vergleichen: er ist oft bis zur Trockenheit einförmig, und um diese Einförmigkeit zu unterbrechen, nimmt der Geschichtschreiber wol auch mitunter zu äußerlichen Mitteln seine Zuflucht.

Deutschland hat drei schwere Verluste zu beklagen. Alexander v. Humboldt, Carl Ritter und Wilhelm Grimm; der eine 90, der andere 80, der dritte 73 Jahre alt; alle drei schöpferische Geister in Bezug auf ihre Wissenschaft und Gründer einer Schule, die sich über ganz Europa ausdehnt. Humboldt, der älteste unter ihnen, war der letzte große Zögling unserer classischen Periode. Sein Streben war ganz im griechischen Sinn, die Wissenschaft als Totalität zu behandeln, zunächst die Naturwissenschaft in dem ungeheuern Umfang, den ganz zu umfassen heute kaum noch ein Menschenleben ausreicht; aber auch sie nur als Bildungsmoment zur Humanität. Er setzte durch, was Goethe nur anstrebte ohne es zu erreichen, weil man diese völlige Durchgeistigung der Natur nicht bloß in den Nebenstunden betreiben darf. Er führte in klaren, wissenschaftlich fest begründeten Umrissen aus, was der Naturphilosophie dunkel und verworren vorschwebte. So viel ihm die Wissenschaft an Detailforschungen verdankt, die Hauptsache seines Wirkens bleibt immer, daß er das Detail zur Totalität zusammenzufassen, daß er aus der Analyse, Zerlegung, Abstraction u. s. w. sich wieder zur concreten lebendigen Anschauung durchzuarbeiten wußte. Durch seine Reisen von unerhörter Ausdehnung, durch seinen universellen Verkehr mit allen Größen der gelehrten Welt, selbst durch sein schriftstellerisches Wirken, da er französisch fast besser und

lieber schrieb als deutsch, war er Kosmopolit; sein gemüthliches Leben aber wurzelt ganz auf deutschem Boden, er gehört seiner Bildung nach unserer wichtigsten Culturepoche an und er ist mit seinen Tugenden wie mit seinen Schwächen — wenn man dieses letzte Wort auf Alexander v. Humboldt anwenden darf, — ein Deutscher im vollsten Sinne des Wortes.

Ritter gehört einer etwas späteren Periode an. Schon hatte die Naturphilosophie das empirische Material durchgeistigt, und, was ihr wohl am allgemeinsten angerechnet werden muß, auf den innern Zusammenhang zwischen den Sprach- und Naturwissenschaften, sowie auf ihre Beziehung zur Geschichte der Kunst und Religion aufmerksam gemacht; schon hatte ihre Anmaßung eine allgemeine Reaction hervorgerufen; schon war man allgemein von der Nothwendigkeit überzeugt, an Stelle der Ahnungen, Eingebungen, Anregungen ein streng umrissenes wissenschaftliches System eintreten zu lassen; schon war Schelling durch Hegel abgelöst, welcher den Synkretismus der verschiedenen wissenschaftlichen Methoden, der Physik, Linguistik und Theologie, auf dem Boden eines speculativen Systems durchzuführen versuchte: ein glänzendes und stattliches Gebäude, das freilich, wie sich später ergeben hat, auf Sand aufgeführt war. Wie sehr Ritter in dem Boden seiner Voraussetzungen wurzelte, zeigt sein zweites Werk „die Vorhalle europäischer Völkergeschichten“ 1820; wie sehr er sich aber durch seine streng wissenschaftliche Natur über diese Voraussetzung erhob, sieht man bereits aus dem ersten Entwurf seiner Erdkunde 1817. Auch hier finden wir wieder, wenn auch in einem engeren Kreis, das Streben Humboldts, aus der Analyse und Abstraction zum vollen concreten Leben zurückzukehren. Ritter ist ein Sammler im größten Stil, aber sein Sammeln wird durch einen schöpferischen Gedanken getragen: die Geographie ist nicht bloß aus einer Reihe von Notizen über die Oberfläche der Erde zusammengesetzt, sie hat ein inneres organisches Leben. Die Erde ist nicht bloß ein Niederschlag vorsündfluthlicher Geschichte, von Revolutionen, die in ihrem Innern vorgegangen sind: sie ist vielmehr ein Individuum mit fortgehender Geschichte, zu dem sowohl das ganze physikalische Gesetz, das Sternen- und Sonnensystem, als auch die Menschheit mit ihrer sprachlichen und sittlichen Entwicklung gehört. Auch der Mensch, auch die Nationen und Staaten gehören zum gesetzlichen Leben und zur Entwicklung des Erdballs. Geistvolle Winke waren darüber bereits von Kant und Herder gegeben, aber es gehörte eine mächtige Willenskraft dazu, in dieser Weise das ungeheure Material zu vergeistigen, ja im gewissen Sinn das Material aus der Idee wieder neu herauszuschöpfen. Was in verhältnißmäßig kurzer Zeit diese neue Wissenschaft, geschult und disciplinirt wie keine andere, geleistet hat, wird die Nachwelt in Erstaunen setzen. Vielleicht wird die Zeit bald gekommen sein, eine Geschichte derselben zu schreiben: diese Geschichte wird aber daran

erinnern müssen, daß dieser großartige Organismus im Keim bereits in jenem ersten Entwurf von 1817 enthalten war.

Eine ganz ähnliche Aufgabe haben sich auf dem Gebiet der Sprache die Gebrüder Grimm gestellt. Mehr noch als sein älterer Bruder ging Wilhelm in seiner Bildung von der Romantik aus. Aber es war nicht mehr jene Romantik von 1796, die im Dienst der classischen Schule, im Interesse der kosmopolitischen Bildung, die bisher nur einseitig dem griechischen und römischen Alterthum entlehnten Muster durch Muster aus der romanischen Literatur und aus der Renaissance, ergänzte; die innerlich von allen Banden der Autorität gelöst, aus ästhetischen Gründen die alten Säulen der Religion, welche den großen Tempel der Kunst getragen, zu stützen oder wenigstens neu aufzuputzen unternahm: sondern jene bekehrte Romantik, die sich von dem aufgeklärten Zeitalter in ihr eigenes Innere zurückwandte, die im eigenen Glauben zu erwecken suchte, was sie bisher nur äußerlich gepredigt. Was uns schon in den ersten Schriften der Gebrüder Grimm, namentlich Wilhelms auffällt, ist die sinnliche Kraft und Bestimmtheit, die alles Abstracte bei ihm gewinnt: selbst die Worte finden Farbe und Individualität, worüber sich A. W. Schlegel, der Romantiker aus der classischen Schule, in den Heidelberger Jahrbüchern sehr lustig machte; so ist's mit den Rechtsformeln, den Weisthümern, den Sprichwörtern, den Notizen aus der Sagenwelt u. s. w. Wenn wir von Ritter sagten, daß sein Sammelgeist von einem schöpferischen Gedanken getragen war, so gilt das bei Grimm in einem ungleich höheren Grade, wobei man freilich in Anschlag bringen muß, daß sich hier zwei verwandte, eng befreundete und doch verschiedene Geister sehr glücklich ergänzten. Diese nervöse Reizbarkeit, welcher die Worte und Formeln gewissermaßen in individueller Macht entgegentreten, diese Unfähigkeit, sich etwas anderes zu denken, als was in lebendiger Fülle vorgestellt werden kann, diese, wenn man den Ausdruck hinnehmen will, Gebundenheit der Einbildungskraft, hat für die Sprachwissenschaft ein Gesetz und eine Methode gefunden, von der man früher gerademwegs keine Ahnung hatte. Wenn uns in manchen Schriften Wilhelm Grimms, z. B. auch in manchen Artikeln des Wörterbuchs, die Abwesenheit jenes äußerlichen Ordnungssinnes, den man gemeine Logik nennt, beschwerlich fällt, so dürfen wir darüber nicht vergessen, daß gerade jenes Bedürfnis, eine Erscheinung von allen Seiten zugleich zu sehen, das freilich manches Verwirrende nach sich zieht, dennoch allein fähig war, das positive Leben in der Vergangenheit zu entdecken und nachzufühlen, das den Historikern aus der alten Schule entging. Historischen Sinn in der strengen Bedeutung wird man Wilhelm Grimm kaum zuschreiben, da es ihm nie Bedürfnis war, sich vom sittlichen zum politischen, vom Naturwuchs des menschlichen Geistes zum planmäßigen Wirken der Freiheit zu erheben; aber um das

für die Geschichte zu entdecken, was er entdeckt hat, mußte er gerade so und nicht anders organisirt sein. —

Wir fühlen lebhaft das dürftige dieser Bemerkungen; allein bei der Betrachtung so mächtiger und umfassender Geister hat jeder Einzelne den Trieb sich über diejenigen Seiten ihres Wesens auszusprechen, die ihm grade zufällig nahe liegen. — Wir wenden uns zu einigen neuen poetischen Erscheinungen.

Eduard Tempelkey hat vor einigen Jahren durch seine *Klytämnestra* (Berlin, Schröder) an mehreren Theatern einen günstigen Eindruck gemacht; im Lauf dieses Jahres hat er ein neues diesmal vaterländisches Drama „*Hie Welf, hie Waiblingen!*“ und einen Liederkranz „*Mariengarn*“ (Leipzig, Herbig) darauf folgen lassen. Der erste Einblick in seine Schriften lehrt, daß sein eigentliches ursprüngliches Talent ein lyrisches ist. Im *Mariengarn* zeigt sich zwar nirgends die Spur einer großen überwältigenden Leidenschaft, eines mächtig ergreifenden Gedankens, aber überall ein zartes inniges Gemüth und, was hauptsächlich den Lyriker macht, ein Sinn für Wohlklang, Rhythmus und Melodie, der sich fast in keiner Zeile verleugnet. Wir können nicht voraussehen, ob der junge Dichter sich einen Beifall erwerben wird wie Emanuel Geibel, da in solchen Dingen der Zufall eine große Rolle spielt; aber mit ihm stellen wir ihn ungefähr auf eine Reihe und möchten sogar, was den Wohlklang der Sprache und den Rhythmus der Empfindungen betrifft, dem jüngern Dichter den Vorzug geben. — Als Dramatiker haben wir über ihn noch kein rechtes Urtheil; zwar zeigt er in beiden Stücken Sinn für scenische Ordnung und Wirksamkeit und den lobenswerthen Eifer, bei starken Conflicten die Seelenbewegungen der Betheiligten im Detail zu verfolgen. So ist z. B. im zweiten Stück, das schon darum ungleich schwächer ist als das erste, weil es unnöthig in die Breite geht und in der Composition des Ganzen nicht die geringste Nothwendigkeit entwickelt, die Art und Weise, wie Heinrich der Löwe seinen Abfall vor sich selbst zu motiviren sucht, eine sehr interessante psychologische Studie, die eine einsichtsvolle Lectüre Shakespeares verräth. Doch zeigt sich in beiden Stücken noch zu sehr der Lyriker, der über die Figuren reflectirt, statt sie in lebendiger Wirklichkeit einzuführen, und die dramatische Empfindung wird nicht selten in Sentimentalität erstickt. Der junge Dichter ist um so mehr zu warnen, da er es bei seinem großen Formtalent in dieser Gattung leicht zur Virtuosität bringen könnte, wo dann die Umkehr immer schwerer wird. Wenn er im Drama etwas leisten will, so muß er damit anfangen, einen Stoff zu bearbeiten, der wirklich in seinem Innern lebt, er muß Realist sein, bevor er idealisirt. Die *Klytämnestra* ist in vieler Beziehung ein merkwürdiges Stück; gar nicht ungeschickt gemacht, reich an poetischen Stellen, auch mit einigen wirksamen Scenen ausgestattet; aber wenn *Klytämnestra* gleich im ersten Auftritt sagt:

Grenzboten I. 1860.

10

Ein nicht gemeines Interesse erregt das neue Werk der Gräfin Dora d'Istria: *Les femmes en Orient*, 2. Bd. (Zürich, Meyer und Zeller), schon wegen der Persönlichkeit der Verfasserin (geb. Prinzessin Helene Ghika). Eine Dame von starken geistigen Anlagen, unternehmend bis zur Verwegenheit (ihre Besteigung des Mönch ist bekannt), auf ihren Reisen im lebendigsten Verkehr mit den bedeutendsten Menschen, verbindet sie mit den ausserlesenen Kenntnissen, die in den Rayon einer Dame von Welt fallen, sehr ernste, ja gelehrte Studien, wie sie sonst nur Männer treiben. Ihre früheren Werke *La vie monastique dans l'Eglise orientale* 1855 und *La Suisse allemande* 1857 haben sich bereits in Frankreich, Deutschland und der Schweiz, selbst in England Bahn gebrochen; kleinere Abhandlungen, hauptsächlich in der *Revue de deux mondes*, sind: *Les îles Ioniennes* 1858; *les héros de la Roumanie* 1857; *les Roumains et la Papauté* 1856, *Paysages de la Suisse italienne* 1857, auch eine kleine Novelle: *Eléonora de Haltinger*. Der erste Band des vorliegenden Werks bespricht die Frauen der Rumänen, Bulgaren, Serben, Albanesen, Griechen und Türken; der zweite Band die Russen. In die aus unmittelbarster Anschauung hervorgehenden Schilderungen sind stets bedeutende historische Skizzen verwebt; das Ganze hat durchweg die Form der Erzählung mit Episoden. Die Farben sind deutlich, oft glänzend; für uns Mitteleuropäer geht eine ganz neue Welt der Vorstellungen darin auf. Einen Fehler hat die Verfasserin: sie läßt sich durch ihre natürliche Wärme, durch ihre Begeisterung für die Sache ihres Vaterlandes zuweilen zu einem Ton der Deklamation verleiten, wo die einfache objective Form eine ungleich größere Wirkung hervorbringen würde.

Mit einer gewissen Neugier haben wir Gustav Struve's „*Revolutionsepoche*“ (bis jetzt 7 Hefte; das Ganze soll 12 Hefte stark werden) durchblättert. Man erwarte keinen blutrothen Republicaner; der ehemalige Freischaarenführer urtheilt über viele Begebenheiten der Revolutionsgeschichte wie jeder vernünftige Mensch; er verdammt Robespierre und das Schreckensregiment so entschieden als möglich: — aber er begeht den großen Fehler, als bloß accidentell zu betrachten, was in der Natur der Sache liegt. Bei jeder Gelegenheit, wo die Regierung nach seiner Meinung irgend einen Verrath begeht, ruft er aus: jetzt hätten die guten Bürger offene Revolution machen sollen! Aber der Uebelstand ist eben, daß die guten Bürger oder die guten Leute u. s. w. keine Revolution durchführen — (nur der Fall ausgenommen, wo der Apfel reif genug ist, allensfalls von selbst vom Baum zu fallen), sie müssen dazu die Hefe der Gesellschaft aufbieten, und diese nach gethaner Arbeit nach Hause schicken, ist, abgesehen von der Undankbarkeit, die darin liegt, immer ein sehr mißlicher Versuch. Zuletzt wird doch immer eine Art von Napoleon nöthig. — Es sei erlaubt, ein Wort des Grafen Schlaberndorf über Napoleon

mitzutheilen, daß dieser 1801 an F. H. Jacobi richtete. „Es war acht Jahre lang hier alles drunter und drüber gegangen wie in einer Bauernschenke, einem Saufgelage, wo einer den andern überschreit, eine Prügelei die andere ablöst. Da trat Bonaparte mit seinem Holla! auf. Holla! rief er, und nur ein Holla machte er. Sein erstes war, alle Lichter auszublafen. Er brachte keine Entscheidung, sondern nur ein Ende aller Fragen. Gleichviel, schrie er, Freiheit oder keine Freiheit! Religion oder keine Religion! Moral oder keine Moral! es ist alles einerlei; *liberté égalité!* Dabei bleibt es, und daß jetzt nur keiner mehr das Maul darüber aufthue und sich anders rühre, als man ihn heißt; denn wie es nun ist, so sollte es werden und so muß es bleiben!“ — So ist es immer gewesen, so wird es immer sein; darum ist es zweckmäßiger, nicht gleich zu dem verzweifeltsten Mittel der Revolution zu greifen, damit es den „guten Bürgern“ nicht wie Goethes Zauberlehrling gehe, der den Besen nicht wieder los werden kann. — J. S.

Von der preußischen Grenze.

„Ein ganzes Jahr lang waren Winde und Wolken gekommen und gegangen das unaufhörliche Wirken der Zeit war in Sturm und Sonnenschein sichtbar gewesen. Ein ganzes Jahr lang hatte die Fluth irdischen Wechsels die vorgeschriebene Richtung verfolgt. Ein ganzes Jahr lang hatte das berühmte Haus Dombey u. Sohn um sein Bestehen gekämpft gegen widrige Zufälle, böse Gerüchte, erfolglose Speculationen, schlechte Zeiten und hauptsächlich gegen die Verblendung seines Hauptes, das die Unternehmungen nicht um ein Haar breit einschränken, auf kein Wort der Warnung hören wollte, daß das Schiff, mit dem es dem Sturm trotzte, gebrechlich sei.“

„Das Jahr war vorüber und das große Haus war gefallen. An einem Sommer- nachmittag steckten die Leute auf der Börse die Köpfe zusammen und sprachen von einem großen Bankerott.“ —

Wie kommt dieses Citat aus einem Roman von Dickens in eine politische Betrachtung? —

Vor einem Jahr hatte der nun verstorbene Freiherr von Andrian eine Denkschrift über die Verfassungs- und Verwaltungsfrage in Oestreich verfaßt, die nun aus seinem Nachlaß abgedruckt worden ist (Leipzig, Häffel). Die Schrift wendet sehr starke Farben an, aber sie gibt viel zu denken. Andrian beschreibt die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, auf dem am 14. März 1849 eingeschlagenen Wege zu regieren. „Erst wenn alle diese Schwierigkeiten überwunden sind, wird an die Lösung der Finanzfrage gedacht werden können, mag diese auch noch so dringend, noch so unaufschiebbar sein. Bis dahin ist alles, was von der Regierung zu diesem Ende